

Der Waldgebrauchshund im Wald von heute*

Karlheinz Stephan

"Waldgebrauchshund", so heißt der Deutsche Wachtelhund meist bei Jägern und Hundeleuten. Ist dieser Beiname nur Zufall? Warum tragen nicht auch andere Hunderassen dieses Etikett? Bedeutet es abwertende Einschränkung gegenüber dem "Vollgebrauchshund" oder steckt anerkennende Wertschätzung dahinter und hat es sich der Wachtel in seiner Domäne als Ehrennamen "verdient"?

In jedem Fall steht "Wald" für den Einsatzbereich des DW schlechthin, die Wurzeln der Rasse, sozusagen „ihr Biotop“. Vor allem nach den Anforderungen der Jagd im Walde wurden die Ahnen unserer Wachtel herangezogen und ausgelesen. Der in der Geschichte gewachsene Wald mit seinem Aufbau, seiner Zusammensetzung und vor allem seinen jagdbaren Wildarten steckte den Rahmen für den Bedarf an Hunden und gleichzeitig für die Anforderungen an die vierläufigen Jagdbegleiter, wie sie von den „Vätern“ des DW, allen voran vom unvergessenen Rudolf Frieß, am Anfang des 20. Jahrhunderts postuliert wurden.

Etwa ab 1800 hatte der Wiederaufbau der durch übermäßige Holz- und Streunutzung sowie durch Waldweide und überhegte Wildbestände übernutzten Wälder begonnen. Die Wälder, die im 16. Jahrhundert noch weitgehend als "verösigt, kahl und verunkrautet" geschildert wurden, waren durch die Bemühungen der Forstleute, geringeren Bedarf an Brennholz und Rückgang der Waldweide wieder „zu Bewuchs“ gekommen, wenn auch in vielen Landesteilen schwerpunktmäßig als laubholzarme Fichten- und Kiefernwälder.

Wie steht es nun heute, rund 100 Jahre später, um den Wald, in dem wir mit dem Wachtelhund jagen? Auch wenn die „neuartigen Waldschäden“ durch Luftverschmutzung, die uns in den 80'er Jahren aufgerüttelt haben, nach Anstrengungen zur Reduktion der Immissionsbelastung nicht mehr galoppierend fortschreiten, ist der Wald immer noch nicht gesund. Gleichzeitig sind die Ansprüche der Gesellschaft an dieses „grüne Drittel“ unserer Umwelt, an seine dauerhafte Erhaltung und die Verbesserung seiner vielfältigen Funktionen gestiegen. Geänderte Bewirtschaftungsformen in der Landwirtschaft machten den Wald in der winterlichen Vegetationsruhe zum Refugium insbesondere für das Rehwild, was den Verbissdruck auf die Waldvegetation erhöht und die Walderneuerung erschwert.

Kann der Wald seine wichtige Rolle für den Naturhaushalt und als wesentlicher Teil der natürlichen Lebensgrundlage, wie sie auch die forstliche Gesetzgebung, so z. B. das Waldgesetz für Bayern von 1975 herausstellt, weiterspielen?

Nicht zuletzt vor dem Hintergrund fortdauernder Waldzerstörung in den Tropen und manchen nördlichen Nadelwäldern steht der Wald inzwischen weitweit im Blickpunkt der Öffentlichkeit. Konferenzen zu Umweltfragen, wie in Rio de Janeiro (1992) und zum Schutz der Wälder in Helsinki (1993) und Lissabon (1998) formulierten Anforderungen an Wald und seine nachhaltige Nutzung. Die „Helsinki-Kriterien“ (nur beispielhaft seien genannt Erhaltung der Gesundheit und Vitalität von Forstökosystemen, Förderung der Produktionsfunktion von Wäldern, Verbesserung der Biodiversität) sind europaweit zum Maßstab für den pfleglichen Umgang mit Wäldern geworden.

In Deutschland stellten bereits 1988 die Agrarminister von Bund und Ländern als Kennzeichen von „ordnungsgemäßer Forstwirtschaft“ eine Reihe Grundsätze und Vorgehensweisen zusammen, die das zeitgemäße Verständnis von Waldbehandlung charakterisieren: Langfristigkeit der forstlichen Produktion, Hinwirken auf gesunde, stabile und vielfältige Wälder als Lebensraum in einer artenreichen Pflanzen- und Tierwelt, Wahl standortgerechter Baumarten, Vermeidung großflächiger Kahlschläge etc..

Das zukunftssträchtige Produkt Holz, unser bedeutendster nachwachsender Rohstoff mit unschlagbar günstiger Ökobilanz (geringer Energieeinsatz für Produktion und Verarbeitung, lange Lebensdauer, biologisch abbaubar), soll in umfassend nachhaltiger Waldbewirtschaftung erzeugt werden. Pflegliche

* Erschienen erstmals in der Festschrift zur HV 2000 in Rieden/Oberpfalz

naturnahe Forstwirtschaft gibt es jedoch nicht zum Nulltarif. Auch Forstbetriebe müssen wirtschaftlich arbeiten. Neben die klassischen Instrumente zur Senkung des Betriebsaufwands tritt immer mehr das Ausnutzen der „biologischen Automation“, z. B. durch Beachten der unterschiedlichen Lichtansprüche, Wuchsrelationen und damit des Konkurrenzverhaltens der Bäume, besonders aber durch die größtmögliche Ausnutzung der natürlichen Verjüngung.

An der Natur orientierte Bewirtschaftungsformen, z. B. „Naturnahe Forstwirtschaft“, die mit geringem Steuerungsaufwand die erwünschten Ergebnisse erzielen, sind mittlerweile Leitbild in Forstbetrieben aller Besitzarten (Staats-, Privat- und Körperschaftswald).

Die dabei angestrebten und teilweise bereits in Ansätzen wieder erreichten arten- und strukturreichen Wälder haben allerdings nicht nur optisch mit dem oft kritisierten „Holzacker aus Fichtenstangen“ nichts mehr gemein. Das enge Nebeneinander von Bäumen verschiedener Alters- und Stärkestufen vom Keimling bis zum erntereifen Baum, die kleinräumig wechselnden Lichtverhältnisse im Bestand und die Erhaltung vielfältiger Begleitvegetation schaffen einen Wald, der den erwähnten forstlichen Kriterien gerecht wird und Stabilität und nachhaltige Nutzbarkeit verspricht. Femel- und plenterartige Hiebsführung in Verjüngungsbeständen (d.h. betonte „Bestandsinnenarbeit“ im Gegensatz zu früheren Kahlschlägen unterschiedlicher Größe und Ausformung) bieten verbesserte Möglichkeiten zum Waldumbau in Richtung auf laubholzreichere Mischbestände und führen zu strukturreichen Naturverjüngungen.

Nachhaltige Bewirtschaftung dieser Art ist gleichzeitig wirksamster Schutz für die tierischen Glieder der Lebensgemeinschaft Wald und damit für das Wild. Die Basis für die Erfüllung der jagdgesetzlichen Forderung nach artenreichen und gesunden Wildbeständen ist damit gestärkt (ganz im Sinne der Forderung des „Silbernen Bruchs“ aus den 70'er Jahren: Weg von der Artenhege zur Biotophege!). Hinsichtlich der Lebensbedingungen des Wildes, besonders für Äsung und Deckung, ergibt sich nun eine grundlegend andere Situation. Die Abkehr vom Kahlschlag, wo es im vollen Licht erst viel Äsung, dann viel Deckung gab, führte zur mehr kleinräumigen Naturverjüngung im Halbschatten. Damit verbunden ist insbesondere für das Schalenwild eher zerstreutes als konzentriertes Äsungsangebot und eine viel stärker auf der Gesamtfläche verteilte nutzbare Deckung.

Ausmaß und Vielfalt der Waldverjüngung werden nicht nur vom waldbaulichen Vorgehen, sondern auch von der jagdlichen Nutzung der vorhandenen Wildpopulationen bestimmt. Ohne ausreichend intensive Bejagung des Schalenwildes im Walde gibt es kein Entkommen aus dem Teufelskreis „zu hoher Verbiss - Zäunung der Verjüngungsflächen - Reduktion der Äsungsmöglichkeiten - Überbeanspruchung der Restfläche durch Verbiss - weitere Zäunung - etc.“. Dass damit flankierendes forstliches Tun (oder auch Unterlassen, z. B. Zurückhaltung bei Beseitigung von Konkurrenzflora) Hand in Hand gehen muss, versteht sich von selbst. Der Wald wird also, zumindest in der Unterschicht der Bestände immer dichter und die Sichtbarkeit (= Bejagbarkeit) des Wildes geringer. Störungen verschiedenster Art, nicht zuletzt steigender Jagddruck durch Verharren auf langjährig gewohnter, weitgehend freiflächen-orientierter Ansitzjagd tun ein Übriges.

Um die guten Ansätze zur Schaffung stabilerer, gesünderer Wälder als Heimstatt für einen artenreichen Wildbestand nicht verpuffen zu lassen und ein ausgewogenes Wald-Wild-Verhältnis als maßgebliche Grundvoraussetzung für nachhaltige Forstwirtschaft zu erhalten, musste sich auch die Jagd dem „neuen“ naturnahen Wald anpassen. Zum Bündel möglicher Lösungsansätze gehören auch zeitlich begrenzte Bewegungsjagden auf Schalenwild, die im deckungsreicher gewordenen Wald zur effektiven Bejagung beitragen können. Aus verschiedenen Gründen blieben diese Jagden nicht ohne Kritik bis hin zu rechtlichen Auseinandersetzungen. Zur häufig in Frage gestellten diesbezüglichen Jagdtradition sei übrigens auf G. F. Dietrich aus dem Winckell verwiesen, der 1820 berichtet: „In sehr bergigen Gegenden wendet man nicht ohne Nutzen die teutschen Jagdhunde (= Bracken) zum Herausjagen des Rotwilds an“.

Aktuelle Gerichtsurteile und Rechtsgutachten zur Stöberjagd fordern Eigenschaften von den bei Bewegungsjagden zu verwendenden Jagdhunden, die uns als Wachtelhundführern sehr vertraut klingen: „Bogenrein, einzelnjagend, fährt laut“; alle Eigenschaften, wie sie für Züchter und Führer des DW seit alters her ganz oben auf der Wunschliste standen. Der DW kann also hier seine ureigensten Fä-

higkeiten als leistungsfähiger Stöberhund in deckungsreichen Waldrevieren voll zur Geltung bringen.

Damit schließt sich der Kreis zu den Anfängen. Einen Abschnitt seines Buches „Der deutsche Wachtelhund“ (1921) überschreibt "RF" mit der Frage „Wo ist der Wachtel am rechten Platz?“ und kommt zu dem Schluss: "Insbesondere für den Forstmann ist er ein Hund wie gemacht". Setzen wir für „Forstmann“ ganz allgemein „Waldjäger“, dann wird der DW, wie es sich auch Heinrich Hecker im Zuchtbuch des VDW 1997-1999 wünscht, auch in Zukunft seinen Platz behaupten.

Der Wachtel ist kein in die Jahre gekommener und nicht mehr den modernen Anforderungen genügender „Oldtimer“, nein, er ist ein „echter Klassiker“.

Wir Waldjäger können und wollen auf ihn als Waldgebrauchshund nicht verzichten.